

Vorwort

Um ohne altersbedingtes Zittern ins Schwarze zu treffen, haben wir für die heurige runde „Jubiläumsfeier“ - wir veranstalten bereits die zehnte Jägertagung - eine besonders attraktive Thematik gewählt: Die Ernährung des Rot-, Reh- und Gamswildes. Dieses Thema steht schon seit langer Zeit im Brennpunkt jagd-, forst- und naturschutzpolitischer Diskussionen und wirkt im Hinblick auf seine Bedeutung für die Wildschadensvorbeugung oftmals auch polarisierend. Immer wieder greift man bei der Suche nach Problemlösungen die besonders wichtigen Forderungen auf: einerseits nach bewusster Lebensraumgestaltung und Äsungsverbesserung, andererseits nach Herstellung „naturnaher Wilddichten“, die an das vorhandene Äsungsangebot anzupassen sind – in einer alles andere als naturnahen Kulturlandschaft. Die Frage bleibt also interessant: Wie steht es eigentlich um den Nahrungsbedarf und das Nahrungsangebot für unsere größten heimischen Pflanzenfresser?

Mit der Rodung der Wälder hatte der Mensch vor Jahrhunderten das sommerliche Nahrungsangebot großflächig in Äserhöhe zugänglich gemacht und damit die Zuwachsrate der Schalenwildpopulationen angeheizt. Gleichzeitig wurde durch die flächige Verringerung des Gehölzangebotes der natürliche winterliche Nahrungsengpass deutlich verschärft.

In gesellschaftlichen Konfliktsituationen und bei politischen Umbrüchen sind vor allem die Großwildarten wiederholt „zwischen die Fronten“ geraten - sei es als Objekt der Begierde oder als unerträgliche Belastung - was zu einer „klassenkämpferischen“ Ideologisierung des Umganges mit Wild und Jagd beigetragen hat. Diese emotionsgeladene Vorgeschichte ist einer Versachlichung eher hinderlich als förderlich.

Mit der Ausrottung von Wolf und Luchs im Alpenraum hat sich die Raumnutzung des Schalenwildes verändert und das verfügbare Nahrungsangebot sowie die Nahrungskonkurrenz zwischen den Pflanzenfressern haben populationsdynamisch weiter an Bedeutung gewonnen. Sofern die Schalenwildarten nicht „ausreichend“ jagdlich reguliert werden, haftet ihnen seither zunehmend das Image des „Schädlings“ an - vormals eher in der Feldflur, mittlerweile vorwiegend innerhalb des Waldes.

Nachdem die ehemaligen Großkahlschläge aus der Mode gekommen waren, entstanden durch kleinere Schläge und Forststraßen immer mehr attraktive Randlinien im Wald, die den Besiedlungsanreiz für Schalenwild und damit die Wilddichte im Wald weiter erhöhen (wobei der Wald als Rückzugsraum vor Störungen ohnehin immer größere Bedeutung erlangt).

Mit wachsender wirtschaftlicher Produktivität sowie mit zunehmendem Wohlstand nimmt der Mensch die Kulturlandschaft in Mitteleuropa kontinuierlich intensiver für sich in Anspruch und entwickelt sich dadurch zu einem immer schärferen Raum- und „Nahrungskonkurrenten“ für die heimischen Pflanzenfresser. Nach dem unter Kaiserin Maria Theresia erteilten Auftrag zur Ausrottung des Schwarzwildes - über dessen stürmische Wiederkehr wir ebenfalls einige Beiträge eingeplant haben - wurde später das Rotwild aus klimatisch begünstigten Regionen mit wüchsigen Böden, die von Natur aus zu den nahrungsreichsten Überwinterungsgebieten gehören würden, vom Menschen hinausgedrängt. Solche Gebiete wurden ab den Fünfzigerjahren des letzten Jahrhunderts zu „Freizonen“ erklärt, zum Beispiel in der Südoststeiermark, in der Flyschzone Oberösterreichs, im Rheintal und in einigen weiteren land- und forstwirtschaftlich Gunstlagen.

Bis auf weiteres überließ man unserem größten Pflanzenfresser die weniger produktiven Waldgebiete und die Gebirgsregionen als „Rückzugsräume“. Doch auch hier wird es zunehmend eng für die vormalig oft „landschaftsgestaltenden“ Schalenwildarten: Denn jeder „Z-Baum“ soll seine ihm zugeordnete Funktion erfüllen - entweder qualitativ hochwertiges Holz liefern oder Schutz bieten gegen Bodenabtrag, Steinschlag und Lawinen. Nach dem zweiten Weltkrieg nahmen motorisierte Mobilität sowie Freizeit- und Tourismusaktivitäten zunehmend Einfluss auf die Raumnutzung des Schalenwildes und verringerten neuerlich die Toleranz gegenüber „Wildschäden“. Der menschliche Bedarf nach der Schutzfunktion des Waldes wuchs stetig an, denn sukzessive mussten das gesamte öffentliche Verkehrsnetz sowie zahlreiche touristisch attraktive Berggebiete im Alpenraum „wintersicher“ sein.

Der Mensch ist also „Hauptkonkurrent“ sowohl im Hinblick auf Winterlebensräume als auch auf die pflanzliche Nahrungsgrundlage des Schalenwildes. Und die Jäger sollen dazu beitragen, dass dieser gesellschaftliche Anspruch nicht eingeschränkt werden muss. Um eine massivere Reduktion des Rotwild-Verbreitungsgebietes und eine drastische Absenkung der Schalenwilddichte auf ein jagdwirtschaftlich unattraktives Niveau zu vermeiden, wurden die Ziele der Fütterung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wesentlich erweitert, und zwar im Hinblick auf Wildschadensvorbeugung. Vormals waren beginnend von der „Notfütterung“ zur Verringerung der Wintersterblichkeit immer mehr die Anhebung der Wilddichte und das Erzielen starker Trophäen sowie die Revierbindung des Wildes bedeutsam geworden.

Das tierschützerische Argument einer „Notzeitfütterung“ hat an Gewicht verloren, während nun einer „Lenkungsfütterung“ zur vorbeugenden Minimierung der Wildschäden stärkere Bedeutung zukommt. Dies trifft vor allem auf Rotwild zu, teilweise auch revierübergreifend. Wenn gefüttert wird, geht das Ziel mittlerweile mehr in Richtung „Pflanzenschutz“ - die Parole lautet deshalb immer eindeutiger „volle Sättigung statt Notfütterung“. Und andererseits gibt es einen Trend, die Winterfütterung generell als „naturfern“ in Frage zu stellen und darauf vollständig zu verzichten. Vor allem in Bergregionen, wo die Schutzfunktion des Waldes Priorität hat, bedarf es für jede Rotwildpopulation deshalb einer sorgsam Abwägung, was zweckmäßiger und gesellschaftlich konsensfähig ist: Eine Absenkung der Rotwilddichte auf die verringerte winterliche Tragfähigkeit des Lebensraumes bis hin zur regionalen Ausrottung oder der Einsatz einer problemorientierten Winterfütterung zur Vermeidung von Wildschäden bei Anpassung der Rotwilddichte an die sommerliche Tragfähigkeit.

Es klingt plausibel: Was an der Fütterung gefressen wird, wird nicht noch einmal vom Wald weggefressen. Trägt artgerechte und ausreichende Fütterung am richtigen Ort also jedenfalls zur Schadensvermeidung bei? Darüber gibt es unterschiedliche Meinungen. Eine besondere Meinungsvielfalt zur Fütterung gibt es derzeit zum Beispiel in Deutschland, wo es im Umgang mit der Winterfütterung des Schalenwildes mittlerweile zu einer ausgeprägten ideologischen Differenzierung zwischen den Bundesländern gekommen ist - von einer gesetzlich geregelten Wahlfreiheit zwischen artgerechten Futtermitteln über eine Beschränkung auf sogenanntes „Raufutter“ bis hin zu einem gänzlichen Fütterungsverbot.

Die skizzierte Ausgangssituation lässt eine spannende Auseinandersetzung mit der Thematik erwarten. Die Tagung bietet Gelegenheit zu einem länderübergreifenden Gedankenaustausch zwischen den beteiligten Interessengruppen. Die Vorträge und das Rahmenprogramm lassen auch Raum für vertiefende Diskussionen und persönliche Begegnungen. Möge dieser Rahmen dazu beitragen, unterschiedliche Ziele und Positionen klarzulegen, ideologisch zementierte Denkbarrieren zu überwinden, ungewohnten Denkmustern gegenüber offen zu sein sowie das gegenseitige Verständnis weiterzuentwickeln. Damit wir mit dem nötigen Respekt vor den Lebensansprüchen des Wildes, vor seinem und unserem Lebensraum sowie vor den zahlreichen konkurrierenden menschlichen Nutzungsansprüchen und Zielen nach gangbaren Wegen suchen können - im Sinne einer umfassenden Nachhaltigkeit.

Doz.Dr. Karl Buchgraber
Bundesanstalt für Alpenländische
Landwirtschaft Gumpenstein

Dipl.Ing.Dr. Friedrich Völk
Österreichische Bundesforste AG,
Unternehmensleitung, Geschäftsfeld Jagd

Prof.Dipl.Ing.Dr. Friedrich Reimoser
Forschungsinstitut für Wildtierkunde
und Ökologie der Vet.med.Univ.Wien

Dr. Miroslav Vodnansky
Mitteleuropäisches Institut für Wildtierökologie
Wien-Brno-Nitra